

Hermynia Zur Mühlen **Werke**

Band 1 **Erinnerungen
und Romane**

Im Auftrag der Deutschen Akademie für Sprache
und Dichtung und der Wüstenrot Stiftung
ausgewählt, kommentiert und mit einem Porträt
von Ulrich Weinzierl

Mit einem Essay von Felicitas Hoppe

PAUL ZSOLNAY VERLAG

Felicitas Hoppe **Mein Mensch, mein Hund:**
Hermynia Zur Mühlen im 21. Jahrhundert lesen 7

Ende und Anfang. Ein Lebensbuch (1929) 23

Nachtrag (1950) 224

Der Tempel Roman (1922) 239

Reise durch ein Leben Roman (1933) 377

Kommentar 785

Felicitas Hoppe **Mein Mensch, mein Hund:**
Hermynia Zur Mühlen im 21. Jahrhundert lesen

Fesseln: Wie in allen Werken wirklich lebendiger, also höchst widersprüchlicher Künstler findet sich auch bei Hermynia Zur Mühlen ein so schöner wie janusköpfiger Satz, der programmatisch auf ihr Gesamtwerk verweist und der mich, die gebürtige Kleinbürgerin, manchem Widerstand gegen ihr Werk zum Trotz, umgehend zu ihrer Patin gemacht hat. Er lautet wie folgt: »Von allen Arten der Unduldsamkeit vermag man sich am allerschwersten von der ästhetischen, vielleicht der grausamsten von allen, zu befreien.«

Und sie fährt fort:

»Sie schafft Notwendigkeiten, ohne die man das Leben unmöglich findet, sie nährt die Feigheit, die einen die einzige unverzeihliche Sünde begehen lässt: der anerkannten Wahrheit widerstreben. Sie schafft Menschen, die ihrer Überzeugung zuliebe wohl einer großen Tat, vielleicht sogar der Aufopferung ihres Lebens fähig sind, die aber nicht imstande wären, ein ›Rotes-Plüschmöbel-Dasein‹ zu ertragen. Wirklich gefährlich, eine wirkliche Fessel sind nur die *kleinen* Dinge des Lebens, sie haften wie Kletten und wollen sich nicht abschütteln lassen.« (*Ende und Anfang*, hier 108)

Damit ist, einem Brühwürfel gleich (nur noch in heißes Wasser zu werfen!), im Kern so gut wie fast alles gesagt, was es lohnend macht, das Werk einer Schriftstellerin wieder zu lesen, die an den kleinen Dingen nicht minder hing als an großen Ideen und Idealen, weil sie ihrer aristokratischen Herkunft genauso verhaftet war wie der Hoffnung, ihr mit Hilfe der kommunistischen Weltrevolution ein für allemal von der Schippe zu springen, denn:

»Man kann sich nicht allabendlich in einem ausgeschnittenen

Kleid an einen schön gedeckten Dinertisch setzen und fühlen, daß ein schönes und gut gekochtes Diner für den Augenblick das Wichtigste auf der Welt ist, ohne sich dem wirklichen Leben zu entfremden. Sind einem einmal rote Plüschmöbel als der Inbegriff des Grauens erschienen, so fällt es schwer, Menschen zu verstehen, denen diese Möbel das Ziel der Sehnsucht bedeuten.« (Ebd.)

Bereits dieser kleine Ausschnitt aus meinem hermynischen Lieblingswerk, ihrer so klugen wie unterhaltsamen Autobiographie, selbstironischer Spiegel einer untergegangenen Welt jenseits des Pathos, mit dem ihr Zeitgenosse Stefan Zweig sie beschreibt, versieht uns mit einer Reihe hochaufgeladener Schlüsselwörter, die die aberwitzige Lebensgeschichte Hermynia Zur Mühlens und ihren moralischen Anspruch an das eigene Leben und Schreiben scharf beleuchten und bündeln: Feigheit, Sünde, Wahrheit, Überzeugung, Tat, Aufopferung und: Fessel. Beim Lesen gerate ich ins Staunen und Zweifeln, ins Straucheln, Stolpern und Schwitzen auf der Reise in eine Vergangenheit, die überraschend mühelos an die Gegenwart anschließt, denn der politische Wiedererkennungswert ist beträchtlich.

Zeitverschiebung: Doch warum lese ich das alles erst jetzt, warum ist mir Hermynia Zur Mühlen nicht schon früher begegnet? Unwissenheit, Nachlässigkeit, womöglich Unterschlagung durch die literarische Öffentlichkeit? Wie dem auch sei – meine Lektüre kommt reichlich zeitverschoben, fast möchte ich sagen, wie das späte Kind zu einer alternden Jungfer. Ein, zugegeben, ziemlich schwacher und unorigineller Vergleich, den ich mir nur deshalb erlaube, weil Originalität niemals Hermynia Zur Mühlens Sache war; sie war furchtlos, in jeder Hinsicht, folglich auch in bezug auf Klischees, die sie so literarisch unbekümmert wie unverfroren als Brennglas über die realen Verhältnisse legt.

In ihrem breitgefächerten Werk, das auf kühne Weise kein Genre ausläßt und künstlerische Bedenken um Alleinstellungsmerkmale jederzeit lässig beiseite schiebt, geht es um deutliche Botschaften der Wiedererkennung, um gezielte Kenntlichmachung, um Angebote der Identifikation, in anderen Worten: um ein klares Bekenntnis, um Positionen. Dabei schöpft sie aus der Fülle ihres eigenen Daseins zwischen allen Klassen und Schichten und scheut in ihrem von einer so genauen wie scharfen Wahrnehmung grundierten Schreiben selten vor einfachen großen Gesten zurück, vor denen sich andere Schriftsteller, Dichterinnen und Künstler, vorneweg ich selbst, nicht ohne Grund fürchten.

Keine Frage, das frühe 21. Jahrhundert tut sich schwer mit dem Prototyp Hermynia Zur Mühlen. Ein Jahrhundert, das in seiner künstlerischen Wahrnehmung der Welt so sehr auf sich selbst fixiert ist, daß es sein Publikum und die Politik längst aus den Augen verloren hat; oder wenn scheinbar nicht, zynisch genug, davon ausgeht, der Spieß habe sich ein für allemal umgedreht: Politik sei nichts als die große Geschichte der Selbstdarstellung, eine Art medialer Dauerperformance. Und so erzählt man sie auch. Und verliert dabei, kaum überraschend, den Kontakt zu beidem: zur politischen Realität nicht weniger als zur Kunst selbst.

Zynismus ist allerdings nicht Zur Mühlens Sache. Die Vielschreiberin, als die ihr so kenntnisreicher wie gewissenhafter Herausgeber, Ulrich Weinzierl, sie treffend ausgemacht hat, erzählt die Welt anders, aus Not und unter ständig wechselnden Namen: neben dem eigenen auch als Maria Berg, Lawrence H. Desberry, Traugott Lehmann oder Franziska Maria Rautenberg. Das ist alles andere und weit mehr als ein Spiel, denn sie erzählt unter Druck. Unter dem Druck ihrer Herkunft, unter dem Druck ihrer Zeit, dem Druck des Faschismus, unter dem Druck, sich nach der entschiedenen Scheidung von Mann und Milieu ihr Leben als Frau endgültig

selbst zu verdienen; und unter dem Hochdruck, die Welt wirklich (tatsächlich) verbessern zu wollen.

Märchen: Damit ist sie, so paradox das auf den ersten Blick angesichts ihrer politischen Anschauung klingt, eine Märchenerzählerin reinsten Wassers. Sie erfindet eine neue, bessere Welt, die sich aus der alten Kraft des Wünschens ernährt und daran glaubt, der Wunsch könne eines Tages – »Ja vielleicht schon morgen!« (*Warum?*) – tatsächlich Wirklichkeit werden. Doch das gewählte Mittel erweist sich als tückisch, kehrt es doch unfreiwillig eine Seite hervor, die sich für das Schreiben Zur Mühlens als typisch erweist: Sie greift auf verlässliche Archetypen zurück, auf die Erzählmuster einer alten Welt, die, jeder politischen Aufklärung zum Trotz, immer noch vom Glauben an Wunder grundiert ist; und an eine Erlösung, die sich, zumindest motivisch, von überirdischen Geistern nicht trennen kann.

Denn das gute alte und erzböse Märchen ist und bleibt, weltweit, nun mal höchst realistisch und eben genau deshalb auch hierarchisch grundiert und widersetzt sich hartnäckig jeder Idee vom Klassenkampf – jeder Märchenheld träumt bis heute von seiner eigenen Krone. Folglich muß es umgedeutet werden, um die gewünschten Wirkungen entfalten zu können.

Leichter gesagt als getan: Hermynia Zur Mühlens Märchen sind eine gewagte Melange aus gestern und heute, der Versuch, vergangene Erzählformen für die Gegenwart nutzbar zu machen. Ali, der Teppichweber, entliehen der einstmals exotischen Welt des Orients, singt ein hermynisches Lied davon; doch sein kurzfristiges Glück wird nicht von unten, sondern von oben bestimmt, von jenem magisch sprechenden Fisch, der uns an den Grimmschen Fischer und die Hybris seiner habgierigen Frau erinnert.

In den Zur Mühlenschen Märchen wimmelt es von sprechen-

den Tieren und Pflanzen, von revolutionären Spatzen, die mit ihrer Botschaft über die Weltmeere fliegen, und von aristokratischen Rosenstöcken, die, von klassenkämpferischen Gärtnern bekehrt, in einen selbstmörderischen Durststreik treten; am Ende siegen, Gott sei's gedankt, die Gärtner über die Grafen. Trotzdem kommen ihre Märchen nicht ohne das Übernatürliche aus, sie bleiben bevölkert von Magiern und Zauberern (die mal das Gute und mal das Böse wollen), von alten Weisen und virtuos verkrüppelten Narren, die unter ihrer höfischen Weste das »rote Zeichen« (*Die Söhne der Aischa*) der weltweiten Bruderschaft tragen, im Kampf gegen den »Drachen Kapital« (*Die drei Freunde*).

Gar nicht zu reden von all den janusköpfigen Ungeheuern, die gelegentlich, wie in der Novelle *Das Ungeheuer*, jedem produktiven Fortschrittsgedanken zum Trotz, sogar in der Gestalt so unbezwingbarer wie zwielichtig verkörperter Produktionsmittel auftreten: Der Arbeiter Akim Ivanowitsch verliert sein Leben im Kampf gegen eine Dreschmaschine, was nicht einer gewissen grausamen Komik entbehrt.

Doch, last but not least, thront (!) über allem nicht etwa das Bild einer fröhlich vereinten Menschengemeinschaft, sondern eine letzte monströse Instanz herrschaftsgebundener Sinnggebung, das »Schloß der Wahrheit«; ein unzerstörbarer Bau, in dessen Innerem sich jener sprechende Spiegel befindet, der nicht nur Antwort auf alle Fragen gibt, sondern sein Licht auf die noch zu befreiende Welt von morgen wirft. Hier weht fraglos, bei allem Drängen nach vorn, ein schwer katholischer Rückenwind.

Handwerk: Aber kommen wir auf Hermynia Zur Mühlens von allen ästhetischen Bedenken befreites Handwerk zurück. Ein Handwerk, das sich im Lauf der Jahre für Zur Mühlen zwar als notorisch unterbezahlt, aber trotzdem als höchst produktiv erweist:

Romane, Krimis, Novellen, Minidramen, Erzählungen, politische Feuilletons und, wie gesagt, immer wieder Märchen, deren zauberhafte Sprache sie so poetisch wie politisierend aufgreift und ihren eigenen erzählerischen Zwecken unterwirft; von der Fülle ihrer Übersetzungen gar nicht zu reden, allem voran vom Werk Upton Sinclairs, das Hermynia Zur Mühlen ins Deutsche gebracht und sich, mit allen Folgen und Nebenwirkungen, dauerhaft als Credo zu eigen gemacht hat.

Ich tue mich schwer, darüber zu schreiben. Nicht, weil sich darüber nicht schreiben ließe, sondern weil mich ihre staunenswerte Produktivkraft, durchaus nicht neidlos, beim Lesen immer wieder in die Knie zwingt; schließlich bin ich selbst eine Schriftstellerin, der allerdings (scheinbar) Hermynia Zur Mühlers Dringlichkeit fehlt. Ihre lässige Handhabung und Instrumentalisierung aller zu Gebote stehenden literarischen Mittel ist mir fremd und suspekt, so daß ich mich beim Lesen gelegentlich schäme; wobei mich weniger ihre Texte beschämen als mein eigenes bequemes Zuhausesein in einer prekären Welt, deren gehobene Ästhetik nach wie vor kein Plüschsofa duldet und dem der Gedanke an Agitation aus gutem Grund äußerst fremd ist.

So wechseln sich bei der Lektüre Anteilnahme und Begeisterung immer wieder mit einer leisen Enttäuschung ab, grundiert von der simplen Erkenntnis, daß die Kunst, die uns die Welt erklären möchte, uns zugleich dauerhaft von ihr trennt; und daß ich mich von einem Lebensgefühl entfernt habe, das wirklich (tatsächlich) auf Veränderung aus ist. Allein – es fehlt mir der Glaube. Man könnte auch sagen: Mir fehlt Hermynia Zur Mühlers literarisch praktizierte Solidarität.

Frischluff: Also schließe ich mich ihren ruhelosen Reisen an, denn Reisen, denke ich, sind mir vertraut. Doch auch das erweist sich

als Irrtum, denn ich reise natürlich anders, nicht auf der Flucht, sondern freiwillig, alimentiert, mit einem touristisch bestempelten deutschen Paß, also todsicher und höchst komfortabel, immer angefragt und (noch) niemals vertrieben; erst nach Wien, danach weiter gen Osten, in die Tschech(oslowak)ei, um schließlich, weil mir die Luft ausgeht, wieder nach Westen hin auszuweichen, in den Mythos Davos, hinauf in die Berge, auf den Zauberberg, in die Hauptstadt der Schwindsucht, wo Hermynia Zur Mühlen für ein paar Jahre verzweifelt versuchte, endlich wieder an Frischluft zu kommen.

Doch wie kommt man auf Zauberbergen an Frischluft, während die Welt draußen den Ersten Weltkrieg erlebt? Auf meiner Nachreise inzwischen in Radlett gelandet, wo sie spurlos begraben liegt, denke ich an die Fesseln und Kletten, an Umbruch und Revolution, an die alten Märchen von einer besseren Welt; und an den kindlichen Ernst, mit dem die Autorin in eine bessere aufbrach, die wir heute, auf massenmedialen Plüschsofas sitzend, fröhlich verlachen, während man in Davos gegen das Weltwirtschaftsforum demonstriert, vermutlich ein weiteres Ungeheuer, gegen das Hermynia Zur Mühlen zum Kampf aufgerufen hätte.

Doch so billig und scherzhaft kommen wir nicht davon. Denn was mache ich mit all den großen Fragen, die mit geschrumpften Antworten nicht mehr zur Deckung kommen? Was mache ich mit der menschlichen Freiheit und Feigheit, mit dem Wunsch nach praktizierbarer Wahrheit, und was mit ihrer Unduldsamkeit, mit ihrem Wunsch nach der großen Tat, die darauf besteht, sich schreibend nicht auf die Kunst zu beschränken, sondern die Welt in eine bessere Ordnung zu bringen? In anderen Worten: wohin mit der Überzeugung von Hermynia Zur Mühlen, mit der mich, die eingefleischte Kleinbürgerin, einzig verbindet, daß wir zufällig beide katholisch sind?

Kuckucksuhren: Politische Überzeugungen und religiöser Glaube vertragen sich bekanntlich schlecht mit der realpolitischen Wirklichkeit. Also versucht man, sie naiv in Kunst aufzulösen. In Hermynia Zur Mühlens Fall kommt man damit nicht weit. Ihr Werk steht viel zu sehr in seiner Zeit, um literarisch programmatisch herauszuragen, es lebt aus dem Moment, aus einem im Wortsinn atemberaubenden Alltagsgeschäft, aus der Reaktion auf eine Herausforderung, der die Autorin immer wieder neue Formen zu geben versucht. Das Ende als Anfang, den sie in ihrer Autobiographie folgendermaßen beschreibt:

»Als ich ein kleines Kind war, hing auf dem Korridor, gegenüber meinem Schlafzimmer, eine Kuckucksuhr. Ich liebte sie sehr und konnte mich am Ruf des sich hurtig verbeugenden Kuckucks nicht satt hören. Eines Nachts jedoch spielte mir die geliebte Uhr einen bösen Streich. Von einem dumpfen Ton geweckt, schreckte ich aus dem Schlaf und hörte in der nächtlichen Stille elf schauerliche Rufe. Käuzchen, dachte ich, Käuzchenrufe bedeuten Tod. Erschrocken begann ich zu rufen und zu schreien, aber niemand hörte mich. Da überkam mich eine furchtbare Verzweiflung: alle Menschen im Haus, in der kleinen Stadt, ja auf der ganzen Welt sind tot, und ich bin ganz allein in einer toten Welt zurückgeblieben.« (*Ende und Anfang*, hier 23)

Von dieser Kindheitsnacht aus schreibt sich eine Geschichte fort, die sich nicht nacherzählen läßt, denn Biographien sind unzuverlässige Nachtvögel; doch die alpträumhafte Botschaft wird zu einer dauerhaft von Vorahnungen genährten Erkenntnis, denn:

»Ganz langsam und allmählich drang die ›neue Zeit‹ in unser kleines Städtchen am See. Die erste Postbeamtin, die eine Postfiliale leitete, war eine Sensation. Die meisten hatten das Gefühl, daß die Briefe, die man bei diesem Postamt aufgab, nie ankommen würden [...]. Ich glaube, einige der alten Damen, die [...] auch im Hause

Handschuhe trugen, um ihre Hände zu schonen, hielten es für unanständig, daß eine Frau hinter einem Schalter saß, und sahen in der ehrbaren Postbeamtin eine Verlorene.« (*Ende und Anfang*, hier 26)

Käuzchenrufe bedeuten den Tod, aber vielleicht auch das Leben, nicht nur das jener Postbeamtin, die die Geschichte der Emanzipation so schrecklich schön auf den Punkt bringt (ein Brühwürfel, in heißes Wasser zu werfen!), sondern erst recht für eine Frau, die mehr als nur Briefe abstempeln will, die sich zutraut, schreibend ihre Klasse zu verlassen. Legt man die historische Lupe über den Text, erscheint er, bei aller scheinbaren Leichtigkeit, so verzweifelt wie helllichtig und in der Vergrößerung plötzlich fast unheimlich, weil er auf unheimliche Weise beschreibt, daß, allen Versuchen der Emanzipation zum Trotz, das Unheimliche längst im Anzug ist.

Rosen: Damit sind wir wieder beim Ungeheuer. Denn während die Aristokratie immer noch im Glashaus sitzt, braut sich draußen allmählich ein Sturm zusammen, der im Begriff ist, nicht nur gräßliche Teetische und kleinbürgerliche Plüschsofaträume im Handumdrehen einfach hinwegzufegen, sondern auch jeden Diskurs über die so hochgestimmte ästhetische Freiheit, von der auf Schweizer Zauberbergen bis heute die Rede ist.

Was Hermynia Zur Mühlen dazu antreibt, das »wohltemperierte Glashaus« zu verlassen, mit dem sie das erste Kapitel ihrer Autobiographie überschreibt, bleibt kein Geheimnis; bereits auf den ersten Blick wird der Leserin klar, daß sie aus einer Zeit aussteigen will, die sie dauerhaft nicht mehr ernähren kann. Die Autobiographie ist weniger Selbstbiographie als der Versuch einer Transformation, einer Häutung, einer Metamorphose, deren literarische Antriebskraft jedoch bis zuletzt die eigene verworfene Herkunft bleibt.

Um die nachhaltige Wirkmacht dieser Herkunft auszumachen, genügt ein Blick auf Zur Mühlens umfangreiches Romanwerk, in

dem sie immer wieder Figuren entwirft, die, genau wie ich, ihre Leserin, dem so gnadenlosen wie komischen Gesetz der Zeitverschiebung unterworfen sind – lauter spätberufene Gräfinnen, die den Irrtum ihres Daseins zu spät erkennen, eines Daseins, das mit der Wirklichkeit nicht mehr zur Deckung kommt.

Eine der prominentesten von ihnen ist Gräfin Agnes, wenn sie in ihr Tagebuch schreibt:

»Der stille Friede, der mich so lange beglückt hatte, war verschwunden, die Wirklichkeit hatte sich in meinem Haus niedergelassen und wollte nicht dulden, daß ich ihr entfliehe. [...] Ich hatte mich nie für das Leben der Straße, für Politik und Wirtschaft interessiert.« Doch: »Innsgeheim fühlte ich häufig, daß unsere Zeit vorüber sei, als Klasse, nicht als Menschen.« (*Unsere Töchter, die Nazinen*, Bd. 2, 52f.)

Im Roman *Als der Fremde kam* taucht dieselbe Gräfin noch einmal auf, diesmal im Kostüm der Clarisse Herdegen, die allem voran mit jenen Rosen beschäftigt ist, die wir bereits aus Hermynia Zur Mührens Märchen kennen. Die Rose (reiner Widerspruch!) ist ein Geschöpf aus einer anderen Welt, das uralte Emblem von Luxus und Schönheit, Symbol eines ausgestellten Reichtums, dessen Schimmer und Duft der arbeitenden Klasse dauerhaft vorenthalten wird. Sie paßt beim besten Willen nicht in die Stube der Armen, in der sich der kleine hungernde Peter frierend von einem Stück Kohle erzählen läßt, was Ausgebeutete wissen müssen.

Genausowenig wie die die Schönheit der Rosen fleißig bewirtschaftenden Bienen. Eine Geschichte, die so wenig zum Märchen wird, wie das Märchen jemals Geschichte sein kann. Und doch ist wahr, wovon es erzählt, auch wenn (oder vielleicht weil) die literarischen Mittel nicht stimmen. Wahr ist aber auch, daß die Gräfinnen Hermynia Zur Mührens ihrer alten Welt nicht entrinnen können. Sie bleiben in ihrem alten poetischen Verweissystem stecken,

lauter Kletten, die sich nicht abschütteln lassen, was auf schmerzhaft Weise deutlich macht, daß der Sprung ins nächste Jahrhundert nur unter Verlusten gelingt und daß das große Arsenal privater Gefühle sich nicht beliebig politisieren läßt, weil es an Erfahrungen hängt, die sich genausowenig teilen lassen wie die Erfahrung der Kunst oder das Gefühl beim berufenen Beschneiden von Rosen.

Halleluja: Die Rose hat ihren literarischen Klassenkampf vermutlich noch vor sich: »Wir haben gemeint«, sagte Marianka, »weil die Rose gar so schön ist, daß wir sie nach Lány schicken sollen. Der Präsident-Befreier hätt sicher seine Freud daran.« (*Als der Fremde kam*, Bd. 2, 176) Niemals ist es der ästhetisch erhabene, sondern immer der einfache, tätige, gläubige Mensch (eine klassische Erfindung der nicht selten trivialen Hochkultur, da er sich selbst nicht erfinden kann!), der in Hermynia Zur Mührens Romanen zum Rosen-, Hoffnungs- und Lichtträger wird.

In *Als der Fremde kam* ist es die tiefgläubige Bäuerin Marianka, die zum guten Schluß ein Licht hochhält, für alle, »die durch das Tal des Todes und der Finsternis wanderten« (Bd. 2, 516). Hier kommt wieder der katholische Rückenwind auf, und einmal mehr wird der Leserin klar, daß sich Hermynia Zur Mühlen auf einen Gefühlsraum bezieht, der politisch nicht gefüllt werden kann, sondern von einem uralten Glauben beseelt ist, der sich, so verwerflich wie fesselnd im Wortsinn, nicht aus ihrem System herausdenken läßt, weil seine Bilder nach wie vor auf mächtige Weise wirksam sind.

Kein Zufall also, daß sich das Werk Zur Mührens durchgängig religiöser Motive bedient, die sie allerdings konsequent in politische Kontexte stellt. Lauter Versuche einer sprachlichen Transformation, die uns, ihre Leserinnen und Leser, in aller Deutlichkeit darauf verweisen, daß das menschliche Reservoir der Sprache und

Bilder vermutlich begrenzt ist und daß sich die Bilder nicht beliebig austauschen und übersetzen lassen, weil sie immer wieder auf dasselbe verweisen.

Doch nehmen wir Hermynia Zur Mühlen beim Wort, so ist es nur noch eine Frage der Zeit, bis der »Rote Heiland«, im Gewand eines »Zerlumpten«, endlich doch noch vom Kreuz steigen wird, um einem alten Pfarrer die Leviten zu lesen: »Ich bin das Volk, das ihr kreuzigt. Ich bin das tote Volk, das auferstanden ist. Wehe euch!« (*Der rote Heiland*, Bd. 3, 71) Was der Pfarrer in der Folge der Erzählung für einen verwirrten Traum hält – »ein furchtbarer Alpdruck« –, wird allerdings von der brausenden Orgel auf unheimliche Weise beglaubigt: »Christ ist erstanden. Halleluja! Halleluja!«

Könige: Jenseits des kommunistisch-katholischen Hallelujas einer scheinbar versunkenen Welt werden Hermynia Zur Mührens Texte allerdings meistens vom einfachen schwierigen Alltag regiert, auch wenn dieser Alltag immer magisch grundiert bleibt, wie in einem anderen meiner Lieblingstexte, den ich hier vor allem deshalb aufrufe, weil sein Titel mich an meine eigene Kindheit erinnert und so nostalgisch wie melancholisch stimmt: *Die Heiligen Drei Könige mit ihrem Stern*. Dort heißt es:

»Zu den geliebtesten Worten meiner Jugend gehörte die Bezeichnung ›Zwischen den Jahren‹, mit der die Zeit von Weihnachten bis Neujahr, oder vielmehr bis zu den Heiligen Drei Königen gemeint ist. [...] Eigentlich fing diese Zeit für mich früher an [...]. Schon der einundzwanzigste Dezember gehörte zu ihr, dieser aufregende Tag, da begnadete Menschen um Mitternacht die Sprache der Tiere verstehen.« (Bd. 4, 77)

Für mich, am zweiundzwanzigsten Dezember geboren, also am Tag der Wintersonnenwende, da die Tage endlich anfangen, unmerklich wieder länger und heller zu werden, ein deutlicher Hin-

weis auf alle Stimmen auf einmal: auf die dem Menschen unterworfenen Kreatur, auf die Schönheit der Rosen, auf den Fleiß der sie bewirtschaftenden Bienen; und auf die Gärtner der Hochkultur, die, außer als Lieferanten poetischer Produktionsmittel, im internationalen Klassenkampf bis heute nicht vorkommen dürfen.

Doch nicht so bei Hermynia Zur Mühlen. Im Lauf ihrer Erzählung, mit der sie sich mühelos in die große Tradition der Nacherzählung einer Legende einreicht, aus der die Literatur bis heute jede Menge Gold geschürft hat, verwandeln sich die großen zurück in die kleinen Dinge und die Drei Heiligen Könige in sechs unerlöste proletarische Jungs, die sich, in zwei Mannschaften, jeweils drei zu drei, um den kostbaren Platz der drei Könige streiten, der ihnen nicht nur Publikum, sondern auch echtes Futter, also Nahrung an Leib und Seele verheißt.

»Sie kamen stets in der ersten Dämmerung, standen auf der breiten beschneiten Auffahrt vor dem Haus und sangen. Auf den Köpfen trugen sie durchsichtige Kirchen, aus denen hervor eine Kerze leuchtete, Kronen und Heiligenscheine. Über die Schulter geschwungen baumelte ein großer Sack, in dem sie, nachdem sie sich zuerst in der Kirche gestärkt hatten, die Gaben forttrugen, die man ihnen mit einer gewissen Scheu überreichte. Auch wenn man sie erkannte und ganz genau wußte: der größte König ist der Sohn des Tagelöhners, der im Garten arbeitet, der kleinste der der Wäscherin und der Mohr das Enkelkind der alten Frau, die jeden Monat ein paarmal beim großen Aufräumen hilft [...], so waren sie doch in dieser einen Nacht verzaubert, und ihnen entströmte eine ehrfurchtgebietende Hoheit, vor der man sich beugte, als wären sie die wirklichen Könige aus dem Morgenland.« (Bd. 4, 78)

Und genauso verbeuge ich mich vor dieser Geschichte Hermynia Zur Mührens, denn sie übertrifft das meiste, was ich bis heute über die Heiligen Drei Könige gelesen habe, weil sich die Geschichte von

der Treue zu einem Traum nährt, der sich vermutlich niemals erfüllen wird:

»Dann gingen sie wieder in die Nacht hinaus. Nicht mehr die drei Könige aus dem Morgenland, sondern sechs arme Kinder [...], die ihren schönsten Festtag hinter sich hatten und nun wieder ein Jahr lang warten mußten, um für einen Abend Könige zu sein, die sich an Kuchen satt essen können.« (Bd. 4, 80)

Fahrt ins Licht: Zum guten Schluß kehre ich über Kuchen und Könige zurück zu den Tieren, allen voran zu Hermynia Zur Mühlens Hunden, ohne die ihr Leben nicht denkbar wäre und mit denen sie, soviel ist sicher, nicht nur »zwischen den Jahren« sprach. In ihrem Werk hat sie ihnen mehr als einmal ein Denkmal gesetzt, allem voran in der Einsamkeit ihrer langen und dunklen baltischen Winter, an der Seite eines Mannes, von dem sie nach ihrer Scheidung nichts als jenen Namen behielt, unter dem wir sie bis heute kennen.

Ihren Hunden dagegen blieb sie treu, denn ihre Hunde wissen mehr als der Mensch, sie wissen, daß sie keine Könige sind, und träumen auch nicht von der Weltrevolution, denn Menschen sind unzuverlässige Wesen. Der Hund »setzt sich ängstlich in eine Ecke des Zimmers und betrachtet einen mit scheelem Blick. [...] Und nun starren der Mensch und der Hund einander an, mißtrauisch, fragend. [...] Die großen Hundeaugen werden traurig. Das Tier blickt sich hilflos und verloren um. [...] Alles ist dem Hund fremd, die Möbel, die hohen Fenster, die Bilder an den Wänden, am meisten aber der Mensch, von dem er jetzt abhängt. Und nun greift die Einsamkeit auch auf den Menschen über, schnürt ihm die Kehle zusammen und erweckt in ihm das gleiche Gefühl der Verlorenheit, von dem das Tier erfaßt ist.« (*Der neue Hund*, Bd. 4, 459f.)

Von dieser Verlorenheit der menschlich hündischen Kreatur legt,

zwischen den Jahren und Klassen, mit aller tröstlichen Selbstironie, Hermynia Zur Mühlens Werk ein bis heute verlässliches Zeugnis ab. Wir sind nicht zu Haus in der gedeuteten Welt, die findigen Hunde wissen das längst. Doch:

»Da ereignet sich plötzlich ein kleines Wunder. Ein zottiger Kopf legt sich einem auf die Knie, eine kalte Schnauze schiebt sich einem zärtlich in die Hand, und der Hund wedelt so leidenschaftlich, daß das Pochen seines Schweifes gegen den Fußboden im ganzen Zimmer wiederhallt.« (Bd. 4, 461)

Und am Ende des Tages knipst man das Licht an:

»Große dunkle Hundeaugen blicken liebevoll zu einem empor. [...] Man hat einen Freund gefunden [...], der trauern wird, wenn man fortgeht, und einen immer wieder mit Freude begrüßen, wenn man zurückkommt. Für den man nicht zu alt und zu schäbig werden kann, weil er mit der gleichen Liebe und dem gleichen Stolz, mit denen man von nun an sagen wird: ›Mein Hund‹, denken wird: ›Mein Mensch.« (Bd. 4, 461f.)

Das ist der erlösende Anfang vom Ende der ästhetischen Unzuldsamkeit und vom Glauben an die Weltrevolution.